

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927**

7.8.1927 (No. 32)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

6. Jahrg. No 32



7. Aug. 1927

Ernst Baeumeister / Stein am Rhein.

Da dieses schweizerische Städtchen, das manche um seines wohlerhaltenen Altertums willen mit solchen Juwelen wie Burg und Dinkelsbühl ohne zu großen Abstand in eine Reihe bringen, nur eine Spaziergangweite von meinem dörflichen Heim entfernt liegt, habe ich mich bei hundertmaligem Verweilen dort von seinen baulichen Kostbarkeiten vollgeschaut. Aber noch wertvoller als die ins Innere aufgewonnenen Bilder scheinen mir die Erkenntnisse, die mir bei dieser Schau aufgegangen sind. Ich will diese Früchte, die mir golden sind, mit den grünen Zweigen der Erlebniswirklichkeit, an denen sie wachsen, weiterzureichen versuchen.

Wenn ich aus meiner von der Natur unwachsenen ländlichen Heimat kommend in irgendeine neuere Stadt eintrete, fühle ich mich unter dem als Abwechslung an sich sogar erfreulichen Anblick menschengemeinschaftlicher Eindrücke dennoch immer des Wohnens seinen Grundrisses einer ursprünglichen Umgebung beraubt. Die graden Straßen, die glatten, giebellosen Häuserwände und eintönigen Fensterreihen wirken mit ihrer zurechtgerückten und zugleich über mathematischen Verständlichkeit verhängend auf meine sonst innig aufmerksamen Sinne und meine Seele verohrmacht in der erbarmungslosen Ruhwüste der hartnäckigen und kaltflächigen Baumassen. Und diese überall gleichartigen, nach nutzhaft hergestellten modernen Städte lassen fürchten, daß es überhaupt der Fluch der zusammengedrängten Menschheit sei, in ihrer Wohnweise einem unpersönlichen Einheitsmaß, einem jede Eigenäußerung verschlingenden allgemeinen Schema zu verfallen. Aber solch ein altes Städtchen wie mein Nachbar-Stein am Rhein erwuchs doch auch schon aus dem Beisammensetzen einer beträchtlichen Menge von Menschen und erscheint den durch und durch persönlich beseelt und voll eigenwilliger Besonderheit. Mit jedem Hause hat ein Bürger den Raum, der ihm innerhalb der gemeinsamen Mauern zufiel, seinen Bedürfnissen nach Mitteln und seinem Geschmack selbstherrlich angepaßt, und jeder selbstdarstellerische Ursprung aus einer Persönlichkeit wirkt als ein unauslöschlicher Lebensreiz in der Gestaltung ihres Wohnraumes aus. Der Bewohner eines solchen Erbauten wird auf den individuellen Willensquell, aus dem es entsprang, in die seelische Tiefe und Zartheit des Erbauenden zurückgeleitet und findet sich durch edelgeformte Türen, eigensinnig verteilte Fenster, gesellig anordnende Erker und stolz aufgestellte Speichergiebel mit der Würde ihrer drachentypischen Traufen, auf ein kluges, triebmächtiges und phantasievolles Menschenganzes verwiesen, mit dessen Wohlgefühl verewigter Daseinslust und Kraft er sich im nachschaffenden Innern selber schöpferisch belebt und beglückt. Das kann dem einen solchen Seelenkräftigungsborn für sich entdeckt hat und nun nahe genug wohnt, um häufig daraus zu trinken, eine wunderbare Wesensverjüngung in der Tiefe des „kosmogonischen Kosmos“ bedeuten.

Weil nun aber der Stutborn dieser weltchöpferischen Liebe in der heutigen erkalteten Menschheit überhaupt elend geschwächt und fast verschwunden ist, so kann es uns nicht verwundern, daß diese Städte den Seelentod im Großen offenbaren und den, der verzweifelt schauen will, ins Leere stürzen.

Von der erstrebten aufgelbsten „Gartenstadt“ der Zukunft ist die Beseitigung vieler Uebelstände zu erhoffen, die unsere häßliche Gegenwart noch beschweren; aber auf diesem Wege die künstlerische Eindrucksgehalt einer mittelalterlichen dichten Wohn- und Gemeinschaftsstätte zu gewinnen, ist natürlich erst recht ausge-

schlossen. Nämlich gerade die Dichte des Häuserbeieinander spielt bei dessen Wesenswert eine entscheidende Rolle.

Stadtmauern lassen wir uns heute nur noch in der Poesie gefallen und begrüßen ihre wirklichen Ueberreste mit einem romantischen Vergnügen, das sich mit einem Schauer mischt vor der Wohnenge, die sie den Bürgern aufzwangen. Wenn wir aber beachten, wie grade diese Enge den lebensmächtigen Menschen, denen sie aufgezungen wurde, zu einer prachtvollen baulichen Gestaltungsfähigkeit gedieh und wie grade die stoffliche Schranke die unbefruchteten geistigen Kräfte weckte, um den geringen äußerlichen Raum innerlich zu erweitern: dann darf sich flüchtig in den Schauer auch ein Reiz mischen ob der künstlerischen Folgen solcher Mauerzucht. In Stein am Rhein, das von seiner Mauer in einem gegen den Strom hin offenen Halbkreis, von Torturm zu Torturm noch deutlich erkennbar, zwischen Berg und Wasser schier atemraubend umschlossen war, ist es mir in Stunden glücklicher Sehnsucht endlich voll zum Bewußtsein gekommen, worin das Wesentliche dieser Ueberwältigung der Raummenge durch geistige, baukünstlerische Mittel besteht. Der Ausschluß von der Stadtweite der freien Ebene ist vom Fernedrang der Seelen innerhalb der Mauern erseht worden vor allem durch die Hochsicht zu den steilen Giebeln hinauf und die folgende Blickwanderung an dem erhabenen Anienverlauf der Dächer hin vor dem Hintergrund des Himmels, in dessen Unendlichkeit das Gemüt unwiderstehlich hinausgesehrt wird. Jeder solche Steilgiebel wirkt als eine Emporführung aus der unruhigen Gassenfiese zur Stille des überirdischen Göttlichen, und die himmelfürmende Kirchturmspitze vollendet den Entschluß zur Andacht. Das ganze Städtchen erscheint so als ein gebautes Gebet. Seine irdische Enge bläht sich nach oben in die ewigen Weiten aus. Ein göttlicher Choral schwebt sichtbar aus der Häusergemeinde auf.

Ein anderes Mittel zur Ferngewinnung fand der eingezwängte Lebenswille in der gekrümmten Führung der Straßen und Gassen. Wo man nicht bis ans Ende steht, wird die Abnung des Unendlichen wahrgenommen. Das Fragezeichen in der Schrift ist nicht zufällig so geschwungen: jede krumme Linie entläuft dem graden Blick ins Ungewisse. An jeder Biegung mündet die Straße ins Fragliche. Und das Fragliche ist das offene Meer des Geistes. — Unterhalb von Stein macht der Rhein eine Biegung und nimmt von dort ab teil an der geheimnisvollen Fernwirkung des gestuften Berglandes, in dessen Falten er verschwindet; so aber wie von der Brücke aus gesehen der Strom dem Auge ins Unerfaßliche ausläuft, so verbirgt auch die Hauptstraße der Stadt, vom Rathaus in der Ortsmitte aus hinauf und hinab gesehen, durch weise, beglückende Biegungen dem Auge ihre nahe Begrenzung durch die Tore und erweckt den befreienden Glauben an einen weiten Fortgang.

Ist die Mauerenge so nicht durch Geisteskraft besiegt worden und hat der Zwang nicht Schönheit erzeugt? Ist aber ein so in schönes Kraftspiel verwandelter Zwang noch — Zwang? Wandelte in diesen engen krummen Gassen, zwischen seinen hohen Häusern nicht ein freiesmächtiger Bürger, der die Bedrängung seiner Sinne umschuf in eine Fülle für seine Seele? Denn das ist doch wohl der feinste Freiheitsbeweis!

Dieses grade von der Enge erregte befreiende Schöpferium in die tausend Einzelheiten zu verfolgen, von den Licht und Ausblick zierlich ertrockenden Erkern bis zu den sinnreich gestalteten Türklopfern, die dich in Märchen- und Legendenbereiche hinaus-

schwingen, während du Hand und Auge nach ihnen erhebst, um sie nur gemein nützlich zu gebrauchen: diesen Edelnutzen der bis ins kleinste handwerklich schön und innig durchgeformten menschlichen Lebensstätte im eigenen Wesen freudig zu verspüren, ist unschätzbare Gewinn. Freilich schlägt diese Freude notwendig in eine um so heftigere Trauer um, wenn nach solcher bereichernden und verfeinernden Schau-Erfahrung in einer heutigen Stadt der ungeheure Verlust empfunden wird, den wir gegenüber jenen mittelalterlichen Bürgern im heimischpfeiferischen Vermögen erlitten haben.

Ich mag aber in das Lied der Verzweiflung über unsere volkstümliche Verarmung nicht einstimmen, weil mich jeder außerhalb aller Baulichkeit und Kunst am Herzen der Natur verlebte Tag einen gewaltigen Trost lehrt. Wer, wie wir heutigen, das Ewige in einem vergänglichen Grashalm verwirklicht weiß; wer das heilige Urschöpferische im Wachstum einer Blume bewußt miterlebt und in jegliche Nähe eines Lebendigen die mittätigen Daugefesse aller Sternenernen erkennensmächtig hineinschwingen läßt: der umbaut sich an jeder Stelle der Erde mit dem wesentlichen Heim der gottähnlichen Wirklichkeit und — um ihn, den Mittelpunkt, bei jedem Schritt, wohin er geht, „gehen die Pässe mit“.

Unsere zum Diesseits befreite Religiosität hat in der Gesamtberechnung des Menschlichen den künstlerischen Verlust ausgeglichen, den wir im Vergleich mit unseren religiös an ihr Jenwärts

gebundenen Vorfahren erlitten haben. Der Trost vollendet sich aber erst in der Zuversicht, daß die künftigen Menschen aus dem Bewußtsein der heiligen Fernverwirklichung heraus im Nahen selig werden und als Nähe-Selige auch wieder innig u. schönheitsmächtig bauen lernen werden. Das mechanische Zeitalter wird versinken vor der Inbrunst eines neuen organischen, das gewiß sein wird durch die schandervolle Abirrung, in der wir heute stehen, und einen Untergang, wie ihn das herrliche Mittelalter erfuhr, vermeiden wird.

Das bedeutsamste, am reichsten und feinsten durchgestaltete Bauwerk in Stein am Rhein ist das Kloster St. Georgen. Darin blüht, wohlbewahrt von der verehrenden Sorgfalt geschichtsbewusster Männer, eine von jeglichem Handwerk liebevoll geschnitzte Heimlichkeit und Wohnfreundlichkeit, die unnachahmlich bleibt, bis eine neue Frömmigkeit sich ihr Heim bauen wird, erfüllt von dem andächtigen Willen, die allgemeine Unendlichkeit Gottes durch eine menschlich und persönlich geprägte Endlichkeit dem Geiste sinnlich zu versöhnen. Dann erst werden wieder die feinsinnigen Häuser und Städte entstehen, schön in den spirituellen Mauern einer aus letzten Lebensgründen, als zuchtvolles Gegenpiel gegen die auflösende Weite der Welt, gewollten Enge.

Aus einer bei Geora Müller in München nächstens als Buch erscheinenden Sammlung „Erlebnisse der Stille“.

## Gottlieb Graef / Wien

(Schluß)

Nicht soll veräußert werden, der unübertrefflichen Wiener Küche ein Loblied zu singen, der ich nach meinem Geschmack noch vor der Pariser den Vorzug gebe. Sie ist die höchste und edelste Blüte deutscher Kochkunst und überragt vor allem die bayrische um mehrere Pfannentülllängen. Der Wiener Mittagstisch ist durch eine gediegene Einfachheit ausgezeichnet, er unterscheidet sich dadurch vorteilhaft von der in Deutschland bis zum Weltkrieg nachgeäfftten französischen Table d'hôte mit ihrem vielerlei Schmuck. Seinen Schwerpunkt bildet jenes unbeschreiblich würzige, saftige, zarte, durchwachsene Rindfleisch, wie man's nur in Wien in den mannigfaltigsten Abstufungen als „Brustkern, Scherz, Wadschinken, Meisel, Schnates, Brackel, Beiried, Schwanzel, Kügerl, Ohrwangel und Halsdrübel“ zu kosten bekommt. Der Gedanke daran sowie an die diesen Fleischgang begleitenden Parades-, Schnittlauch-, Essigkren- und sonstigen pikanten Saucen macht mir heute noch den Mund wässrig. Und dann zum Schluß noch die handfeste „Möllspeis“ (Mehlspeise), die sich zu unseren zuckerbäckerlichen Dessertunzulänglichkeiten oder der „süßen Schweinerei“, wie der Herr Nigler sie nennt, verhält wie der ehrsame Bürger zum schwadronierenden Windbeutel. Seid mir gegnügt, ihr Kaiserchmarren, Apfelstrudel, Pomidlatzschl, Nockerln, Schlagobersörtchen, Husarenkrapsen und wie ihr schmackhaften Mehlbissen alle heißen, vor allen kulinarischen Glanzsternen aber ihr himmlischen Inusperigen Bachhändel, für die ich heute noch bereit wäre, meine Erstgeburt zu verkaufen. Es ist in der Tat Musik, Poesie und Gemüt in der Wiener Küche. Wie schade, daß Heinrich Heine Wien, seine Kochkunst und seine Schönen nicht gekannt hat. Er wäre in seinem „Schnabelempopstl“ zweifellos als ihr begeistertster Apostel aufgetreten und hätte beim dortigen Vergleich der Küchen und der Weiblichkeiten der ihm bekannten europäischen Länder vor allen anderen der Donaufürstentum die Palme zuerkannt.

Ebenso vortrefflich waren die Gaben des Bacchus und Gambrinus. Wie schwelgte die dürstige Kehle, zumal nach dem Theaterbesuch, im Gerstensaft von Schwechat, St. Marx und Pilsen. Helle Biere waren uns Reichsdeutschen bis dahin fremd, da man in Deutschland damals fast nur dunklen Stoff braute. Neben dem einheimischen Bockbier und Gumpoldskircher, dem besonders rezent in Hernald verzapften „Heurigen“ und dem pridelnden „Schpritzin“, zu deutsch Schorle morle, hielten mich vor allem die feurigen Ungarweine in Bann, wie sie der Esterhazy-Keller in unvergleichlicher Güte bot. Dieses Lokal bildete in seinem volkstümlichen Betrieb ein Gegenstück zum alten Münchener Hofbräuhaus, ein Wahrzeichen und eine Sehenswürdigkeit Wiens. Selbst Bismarck besuchte 1879 in Begleitung Andrassy's die sonst wenig einladende Bodega. Von der engen Gasse „Am Haarhof“ beim „Graben“ stieg man auf etwa zwanzig Stufen in den unterirdischen Raum hinab, dessen Wand- und Gewölbeflächen Alter und Rauch längst mit einer dunklen Patina überzogen hatte. Tische und Stühle gab es nicht, nur einige Wandbänke boten dürstige Sitzgelegenheit. Selbstbedienung war die Losung. Man drängte sich mit seinem Schoppenglas an den Ausschank, um es für wenige Kreuzer mit dem köstlichen Rah füllen zu lassen. Meine Lieblingsmarken waren der rote Bilanzer und namentlich der dickflüssige süße Kuster. Das Trinken geschah stehend. Den volkstümlichen Charakter des weindunstenden Raums vollendeten die an den Wand- und Pfeilerflächen prangenden Plakate mit der Aufschrift „Vor Taschendieben wird gewarnt“. Obgleich ich als Student über keine Reichtümer verfügte, deren Stibühnung für einen Langfinger besonders lohnend gewesen wäre, war bei diesen Kellerbesuchen doch einige Vorsicht geboten, da auch bei mir das Wort des griechischen Philosophen Bias zutrifft: Omnia mea mecum porto. So hatte der Ort neben den dionysischen Freuden auch sei-

nen romantischen Reiz. Aber die Kultur, die alle Welt beleckt, hat mit der Zeit auch auf den Esterhazy-Keller sich erstreckt. Bei meinem jüngsten Besuch waren die altgewohnten Warnungsplakate verschwunden, damit aber zugleich auch das Feuer und der Duft der dort einst ausgeschenkt Weine. Es ist mir mit dem jetzigen Esterhazy-Keller ebenso gegangen wie mit dem neuen prunkvollen Burgtheater, von dessen besuchter König Lear-Aufführung nicht mehr jene mächtige Wirkung ausging, wie ich sie vom alten Haus am Michaelerplatz gewohnt war. Sic transit gloria mundi.

Eine Hauptspezialität Wiener geselligen Treibens ist das Kaffeehausleben, das den durch die Türkenbelagerung berührt gewordenen Kundschafter Koltshitzky zum Vater hat und das bereits wie orientalisches Bazarleben anmutet. Wenn schlechtes Wetter den Aufenthalt im Freien oder eine kalte „Bude“ häusliches Verweilen unmöglich macht, flüchtet man sich ins mokkadustende Kaffeehaus, um hier in molliger Wärme bei einer „kleinen Schwarzen“ oder einer „Melange“ inmitten eines Waldes von Zeitungsblättern und Zeitschriften mehrere Stunden zu verbringen, wobei jeweils nach Verlauf einer halben Stunde vom Wasser-Schant ein frisches Glas „Kochquell“ serviert wird, indes draußen die Straßenpassanten frierend vorbeiziehen. In den Nachmittagsstunden ist dem Fremden Gelegenheit geboten, auch das dem Tagesleben an Stärke der Daseinsbejahung nicht nachstehende Wiener Nachleben kennen zu lernen.

Nabezu vierzig Jahre waren seitdem im Strom der Zeit dahingegangen, während welcher mich ein dauerndes unstillbares Heimweh nach der geliebten Donaufstadt gefangen hielt. Diese Sehnsucht steigerte sich von Jahr zu Jahr und ward um so schmerzlicher empfunden, je ausichtsloser sich die Hoffnung auf ihre Erfüllung gestaltete. Schließlich wurde sie in stiller Ergebung begraben. Da ward mir während des Weltkriegs der amtliche Auftrag, die Lazarettschulen in Wien, Budapest und Prag zu besuchen. In feierhafter Stimmung trat ich die Reise an und durcheilte in gehobener Stimmung die schwäbischen und bayrischen Gaue, bis endlich in Linz, dem westlichen Eingangstor Österreichs, das Ohr zuerst wieder die vertrauten österreichischen Sprachlaute vernahm und man bereits die Nähe und magische Wirkung der Seele Wiens spürte. In rasendem Lauf stürmte das Damiroß längs des silbernen glühenden Nibelungenstroms dahin, als könne es selber es nicht erwarten, den ungeduldig harrenden Zuginsassen seiner alten Liebe in die Arme zu führen, vorbei an wohlbekannten, landschaftlich und geschichtlich bedeutsamen Plätzen, Pöchlarn, Melk, Schönbrunn, bis zuletzt um Mitternacht der Zug in feierlicher Verlangsamung in die Halle des Westbahnhofes einlief und ich freudig bewegt wieder den Boden der alten deutschen Kaiserstadt betrat. Im neuzeitigen Auto — in den siebenziger Jahren gab's noch keine solche — erfolgte der Einzug durch die altgewohnte Mariahilferstraße. Als es über den Ring ging, tauchte plötzlich der Schattenriß eines wohlbekannten Gebäufeloses auf, der sich geipenstisch und doch so vertraut vom gestirnten Nachthimmel abhob. Es war das Opernhaus. Vornehmlich diese geheiligte Stätte der Kunst war jahrzehntelang der Gegenstand meiner heißen Sehnsucht gewesen. Wiederum wachte das Herz beim lang entbehrten Anblick des „prächtig prahlenden, prangenden Baues“ wie damals beim erstmaligen Betreten der inneren Stadt. Schon am übernächsten Abend sollten in dem Prachtgebäude sich vor dem entzückten Auge und Ohr die Herrlichkeiten und Wunder des Venusreichs und der Wartburg aufstun und mit überwältigender Wucht auf die schönheitsdürstende Seele einströmen. Indem dieser unvergleichliche Kunstgenuss sich zugleich mit der Erinnerung an die dort einst gehaltenen tiefen Jugendbegegnungen verband, empfing meine Stimmung eine solche Weihe, daß ich mich den ganzen Abend in einem traumhaften Zustand glückseligster Erregung befand.

Ueberhaupt war es ein unaussprechlich beglückendes Gefühl, all die trauten Stätten ersten Strebens, froher Jugendlust und erhabensten Kunstgenusses wieder zu sehen und zu betreten. Obgleich ich mittlerweile alt, der Blick kritisch und das Urteil nüchtern geworden war, ist es mir während dieses letzten Dortheins doch in der Hauptsache gelungen, die mannigfaltigen wohlbekanntesten Erscheinungen immer noch mit jungen Augen zu sehen, mit jungem Herzen mich ihrer zu freuen und damit die ehemalige glückliche Zeit in nicht mehr für möglich gehaltener Lebhaftigkeit zu vergegenwärtigen. Es war noch mein altes liebes Wien, das ewig junge, singende, tanzende und lebensfreudige Wien. Die Häuser, die Gassen, die Plätze, die Gärten und selbst der alte Steffel in seinem steinernen Kleid lachten mich alle so traut an, als freuten sie sich über die Wiederkehr des alten Bekannten, und kein mittlerweile entstandener Neubau oder Firmenschild vermochte das Gesamtbild zu stören. Es war ein besonders eindrucksvoller Augenblick und Hochgenuss, da ich als Sechzigjähriger noch einmal die lebensfrohen Paare unter den Klängen des strahlenden, ewig jungen Donauwalzers mit der nur dort möglichen Schönheit und holden Anmut im Tanze sich drehen und wiegen sah. Ich konnte mich dabei vor innerem Entzücken und in Erinnerung an die längst entschwundenen Tage eigener Jugendseligkeit der Tränen nicht erwehren. Selbst die „Damen der Halle“, die Weiber vom Naschmarkt, sahen mit ihren gefüllten Körben noch ebenso gravitatisch unter den Riesenschirmen, stets bereit, etwaiger Beanspruchung ihrer Ware oder des geforderten Preises mit wohlwollender Wiener Grobheit zu begegnen. Ein fremdes Bild bot nur am Stephansplatz der durch die neuzeitliche benzindustrielle Beförderung stark gelichtete Wagenpark der ebenso geliebten als wichtigen Fiaker mit ihrem gewohnten Zuruf „Fahr'n ma, Euer Gnaden?“ und dem eigentümlichen Zungenschmalzen, mit dem sie ihre Pferde anfeuern.

Am schmerzlichsten vermischte ich beim Naschmarkt das einst am rechten Ufer der Wien nächst der Elisabethenbrücke gelegene nischenförmige Straßenkapellchen mit seiner 500 Jahre alten Madonnenstatue, die mich in jungen Jahren zu folgendem Herzenserguß veranlaßt hatte:

Purpurn sinkt der Mond gen Westen  
Und der junge Tag erwacht,  
Einsam wandeln noch wir beide  
Heimwärts von des Festes Pracht.

Vor der heiligen Jungfrau Bildnis  
Kniet bei ewiger Lampe Schein  
Schon in früher Dämmerstunde  
Dort ein Mütterchen allein.

Liebte, sieh, wie doch die Menschen  
Streben all nach Glück und Freud:  
Beten da zu toten Göttern  
Um dereinstige Seligkeit.

Du allein bist meine Göttin,  
Und in Küßen heiß und wild  
Will zu dir ich selb beten,  
Lieblichstes Madonnenbild!

Es bedurfte erst eifriger Nachforschung, bis ich das verschwundene Holzbildwerk in der Nähe des Standorts des um die Jahrhundertwende bei Ueberwölbung der Wien abgebrochenen Kapell-

chens wieder fand. Nicht ohne innere Bewegung trat ich ihr nach vierzigjähriger Trennung gegenüber. Es war noch die mir wohlbekannte, liebgewordene Gestalt der Himmelskönigin, wie sie vor einem halben Jahrtausend der Künstler in kindlich naiver Frömmigkeit als Weihgeschenk „eines loblichen Handwerks deren Vätern in Wien zur Ehre Gottes und seiner lieben Mutter im Jahr 1414 für die Kreuz Säulen auf der steinernen Brücken“ geschaffen hat. Auch jetzt noch erfährt das ehrwürdige Gnadenbild die Jahrhunderterte alte Verehrung des vorübergehenden Volks, und ich war tief gerührt, als ich dann noch zur Nachtzeit vorbeikam und wiederum ein altes Mütterlein im Schein der ewigen Lampe davor knien sah. Auf wieviel Sorge, Kummer und Not hat die Gebenedeite schon herabgeschaut und wieviel Mühselige und Beladene sind erleichterten und getrösteten Herzens von dannen gegangen. Möchten bei ihr auch fernhin in Kampf und Not des Lebens ermattete und gebeugte Seelen allezeit Trost und Frieden finden.

Indem die Erscheinungen und die Erlebnisse der Vergangenheit so wesentlich und lebensvoll ins Bewußtsein traten, erschien die jüngste Gegenwart in um so weitere Ferne gerückt: „Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten, und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.“

Welche Freude bereitete mir und meinem noch lebenden Philistrium das Wiedersehen. Wie mutete von neuem die lebenswürdige gemütvolle Art der lebensfrohen Einwohner und der melodische Tonfall ihrer Sprache an. Du süße, weiche, melodienreiche Wienerprache! Wie ruhig und behäbig spielte sich das gemächlich dahinflutende Straßenge triebe ab gegenüber dem Nennen und Hasten in Berlin, sowie die vollstimmliche Heiterkeit des Praters. Mit welcher Ehrfurcht betrat ich die alten Hörsäle der alma mater, mit welcher Gemütsbewegung das noch gleich möblierte „Cabinet“, die ehemalige Studentenbude, mit welcher Andacht die geweihten Stätten der Kunst. Auch die Pforten der Hofburg taten sich auf, wo ich mit meinen Begleitern von Erzherzog Franz Salvator, dem Schwiegersohn des Kaisers Franz Joseph, empfangen wurde.

All das vorgenannte Schöne und Hohe, das ich einst in der lieben Wiener Stadt hören, schauen und in mich aufnehmen durfte, ist zu einem reichen unvergänglichen Schatz geworden, an dem ich während meines langen Lebens reichlich zu zehren hatte. Freudig und dankbar werde ich bis zuletzt an jene ruhmreiche Pflegstätte von Kunst und Wissenschaft, wie an den Sitz gemütvollen heiteren Lebensgenusses zurückdenken, an die Stadt, die leider sich heute wiederum, wie in der Türkenzeit, in schwerer Not und Bedrängnis befindet. Einst hat der allerchristlichste Sonnenkönig die Türkennot Deutschlands zum Raube Straßburgs benützt. Sorgen wir dafür, daß in unseren Tagen mit der abermaligen Beunruhigung der Stadt Erwins nicht zugleich auch der Untergang Wiens, des ehemaligen Zentrums und Bollwerks deutscher Macht und Kultur, Hand in Hand geht. Namentlich uns Süddeutschen kann und darf das Schicksal dieser urdeutschen Stadt nicht gleichgültig sein. Denn die Wiener sind gleichfalls Süddeutsche und stehen uns in ihrem Denken und Empfinden noch näher als die Bewohner der norddeutschen deutschen Reichshauptstadt.

Dem deutschen Körper gab  
Zum Kopfe Gott Berlin,  
Als Herz doch legt' er Wien,  
Das herzliche, in ihn. (Just. Kerner)

## Friedrich Alfred Schmid Noerr / Zwiwelewick.

Ein Märchen.

I.

Zu Durlach, in der guten Stadt, lebte vor Zeiten ein Schneider, Johann Most geheiß, ein weidlicher Mann. Seine Haus-ehre Jakob rief ihn für gewöhnlich „Lämmchen“, das klang sehr süß. Aber, wo es das Lämmchen versah, und nicht auf dem Fleck den Flöten tönen gehorsamte, da dauerte es nicht lange, so rief sie: „Lamm!“ Und dann wußte der Meister, auf welchen Glodenschlag der Zeiger wies.

Im ganzen war er ihrer Leitung willig untertan und wußte sich davon auch nur eitel Vorteils zu erinnern, seitdem sie ihn, als einen weltgerelsten Tailleur, zu Paris seines Herzens und der Wanderschaft beraubt hatte. Dorthin war sie einst als deutsche Kindermaid zu einer vornehmen, welschen Herrschaft gekommen und befand „alsda in der fremden, großen Stadt manches Jahr hindurch recht wader, aber einsam genug. Troßdem gab sie sich seinem landsmannschaftlichen und zugleich gewaltig galanten Zudringen nicht anders, als sitfam zur Ehe und dann erst die gute Stellung auf.

Sie nahm ihr Erspartes und auch das seine an sich und verzog mit ihm ins schöne Markgrafenland, nicht zu fern der französischen Politesse, die es ihr angetan; und nicht zu nahe den welschen Sitten, von denen sie künftig an ihrem Eheherrn nur die harmlosen und zierlichen Auswüchse duldete.

So gedieh Meister Most, unter Frau Jakobas unermüdlischer Aufsicht zusehends in seinem Gewerbe. Dies um so mehr, als er ein Schneider war, der den Schnitt seiner Hosen und Wämser mit französischem Eprit zu durchdrücken verstand. Daher lief ihm bei Gelegenheit Kundschaft selbst vom Schwarm der markgräflichen Höflinge zu.

Unter so glücklichen Umständen dauerte es nur wenige Jahre, da schien dem jungen Wohlstand des Zugereisten ein eigenes Haus angemessen. Der Kauf geschah in Stille und Bescheidenheit draußen am Rande der Stadt, wo es zum Hohenwetterbacher Walde hinausgeht.

Und abermals über ein Jahr oder zwei, so kam auch noch ein ansehnlicher Garten hinzu: ein wenig abgelegen zwar, oberhalb einer Bachrunse am Turmberg und schon arg verwildert und verwahrlost; eben darum aber auch besonders wohlfeil erworben, weil sowohl Vernachlässigung, wie bescheidener Preis des Grundstückes sich von einem besonderen Umstand herschrieb. Die Gegend war nämlich ein wenig verrufen.

Sonderlich in einem Winkel des Gartens sollte sich von Zeit zu Zeit ein gewisses Unwesen bemerkbar machen: dort, wo im Geschiebe der bescheidenen Bergfalle ein niedriger Spalt in den Berg hineinging, drinnen aber zu einer recht geräumigen und in mancher Beziehung stamenzwerten Grotte sich erweiterte. Man nannte dieses Erdloch die Glimmerhöhle, denn die Wände der Grotte waren überfät mit dem Glimmer kleiner und kleinster Glimmerplättchen und Kristalle, die bei Kerzenlicht ein wahrhaft zauberisches Feuerwerk von teils matt opaligem Glanz, teils lebhaft spiegelnden Lichtblitzen ausstrahlten.

Aber leider, in dieser ebenso prächtigen, wie lauschigen Glimmerhöhle war es nicht geheuer. Es war manches Mal ein Rieseln, Wispern und Rumoren darin, daß es auch einem Beherzten die Nackenhaare heben konnte. Das Merkwürdigste indessen war: mitunter roch es in der Höhle auffallend stark nach Zwiebelkuchen, so, als würde unmittelbar hinter der Wand der herrlichste Platz frisch gebacken und duftend, aus dem heißen Ofen gezogen.

Der fette Zwiebelgeruch stieg einem etwanigen Schnüffler dann höchst wonnesam zu Nase und Gemüt. Aber wehe dem Unbesonnenen, der sich dem Genuß dieses seltsamen Geruches auch nur für kurze Zeit ergab! Der verließ hernach, wie man sagte, seiner selbst kaum noch mächtig, die Höhle, und um seinen Verstand war es auf lange, wo nicht auf immer, geschehen.

Es ging die ungewisse Sage von einem, der vorzeiten den geheimnisvollen Zwiebelkuchen in der Glimmerhöhle sollte ge-rochen haben. Der habe sich noch tage- und wochenlang wie un-sinnig gebärdet. Unstet sei er quer über Feld gelaufen, wie be-sessen von einem Drang, sich unter die Leute zu mengen und auf-geregte Reden zu führen, als sei eine Zeit großer Veränderungen in der Welt herangekommen und als sei ganz besonders an ihn der dringliche Ruf ergangen, seine Mitbürger zu erwecken und über große Geheimnisse aufzuklären. Worüber er dann am Ende doch nur abgerissenes Zeug zu stammeln wußte, immer bloß zu-sichernd, solches alles sei ihm in der wunderbaren Glimmerhöhle kund geworden. Und es habe selbiger, so oft er sich von einem Schwarm von Zuhörern von hinnen hob, immer einen merklichen Geruch hinter sich gelassen, wie einer, der zuvor recht viel warmen Zwiebelkuchen gegessen hat. — Sei aber bei alledem höchst er-staunlich gewesen, wie die Leute solches kaum übel vermerkten; auch über das, was sie zu hören bekamen, zwar spöttelten und lachten, dennoch aber dem Volksredner zugelaufen seien wie be-herzt; nicht anders, als wie die Mäuse dem berühmten Ratten-fänger; und wie sich seine Offenbarungen in ihren Köpfen ein-nisteten, derart, daß sie davon eine Zeitlang wie betäubt und ein-genommen herumirrten und keiner recht mehr wußte, wo aus noch ein. Bis dann endlich der Laumel wieder langsam von ihnen ge-wichen und von dem ganzen Spuk kaum noch eine Erinnerung übrig geblieben.

Dergleichen altüberlieferte Gerüchte waren dem Gartenkäufer auch nicht unbekannt, aber er verachtete solches Ammengerede als ein aufgeklärter Geist und Mann von Welt.

Und nachdem auch Frau Jakoba die ganze Rechnung mit ge-wohnter Sorgfalt überprüft hatte, bestärkte sie desfalls ihr Lämm-chen durchaus in dem Beschluß, aus Aberglaube und Beschränktheit seiner Zeitgenossen den verlockenden Nutzen zu ziehen, der sich ihm in dem preiswürdigen Geländeverkauf darbot.

Mit Kundschaft, Haus und Garten waren inzwischen die kühn-sten Wünsche Meister Mosts so ziemlich in Erfüllung gegangen. Ost saß nunmehr Herr Most, nach wohlgetanem Tagewerk, am Abend würdig und voll Zufriedenheit auf einer neuen, grünen Bank in seinem Garten, oder ging umher, las Raupen von den guten Bäumen und pflegte sein Gemüse. Grüfte auch recht ge-lassen über seinen Zaun weg, wenn draußen ein verdächtig Nach-bar nach dem andern an dem gedeihlichen Anwesen vorüberging. Der schlankte Sieg des gesunden und vorurteilslosen Verstandes wurde da wieder einmal, neiderregend, aber zu spät, offenbar; denn vor irgendeinem Geisterwesen und verdächtigen Geruch war im weiten Umkreis des schönen Gartens, weder hinnen kurzem, noch auf die Länge das geringste zu spüren. Zumal der Schneider es als einziges Zugeständnis an den Aberglauben, sowie auf aus-drücklichen Wunsch von Frau Jakoba, vermied, in seinem Garten Zwiebeln anzubauen.

So floßen ihm fortan die Frühjahrs- und Herbstmoden, als die Zeiten seines Gewerbes, gemächlich und nahrhaft dahin, und es gab mitunter ganze Tage, wo kein einziges Mal ein „Lamm!“ den traulichen Hausfrieden durchschnitt, sondern in allewege das „Lämmchen“ Meister war.

Aber die Sterne des Schicksals sind, wie man weiß, nicht mit Bolzen am Himmelsgewölbe festgemacht, sondern sie wandeln im stillen ihre unmerkliche Bahn. Und zur unerwarteten Stunde treten sie feindlich zusammen im Hause des Mißgeschicks. Auch Herr Most war es nicht bestimmt, nur so immerzu auf ge-läuteter Straße ins Glück zu marschieren.

Zwar stand ihm Venus, der Stern seiner Geburt, welcher an-genehme, kunstbegabte und leichtbeschwingte Schneider macht, hell-aufsteigend im Hause des Vermögens. Aber seine Quadratur des launenhaften Mondes zu diesem wohlthätigen Gestirn rückte drohend im Hause des Unglücks heran. Da nun jedermann weiß, daß dem Monde, wie ja einleuchtend, die wechselnde Mode durch-aus zugeordnet ist, so wäre nichts leichter gewesen, als Herrn Most aus einem, vom Monde verletzten, außerdem von Merkur schlecht bestrahlten Venus zu prognostizieren, daß seiner Kunst aus dem Wetterwinkel der Mode hervor eine bedeutende Gefahr drohe. Aber leider hatte es der ehrsame Schneidermeister verabsäumt, sich bei guter Zeit das Horoskop stellen zu lassen; ja, er ahnte in sei-ner aufgeklärten Seele nicht einmal, daß es so etwas überhaupt gab. Und so ereilte ihn schutzlos und ungesäumt das Verhängnis.

Eines Tages fuhr vor seinem Hause die markgräfliche Equi-page vor.

Ein Kammerlakai stieg gravitatisch vom Bod und schritt durch die raschversammelte Straßengugend stracks hindurch in die Werk-statt des angedonnerten Meisters. Ohne Umschweife eröffnete ihm daselbst der Abgesandte, daß Herr Most auf allerhöchsten Befehl sofort im Schloß zu erscheinen habe.

Süßer, wie heißer Schreck, Bedenken und Verhengungen för-berden da nicht das mindeste. Der Lakai stand unbeweglich, der verkörperte Befehl; und seine einzige Antwort auf die zitternde Verwirrung Herrn Mosts war der Hinweis, daß die Zeit dränge und daß der durchlauchtigste Herr Markgraf nicht gewohnt sei, zu warten. Da war es Frau Jakoba, die mit strenger Miene da-zwischen fuhr und mit einem mehrfach zurechtweisenden: „Lamm,

was soll das!?“ — „Lamm, nimm endlich deinen Kopf aus dem Hosenack!“ — „Spüte dich gefälligst, Lamm!“ — den Schneider-meister schnellstens auf die Bahn brachte, so daß er fünf Minuten später mit übergestülptem Sonntagsrock und Viberhut atemlos in der Hofschaise saß und wie betäubt dem Durlacher Stadtschloß zurollte.

Dortselbst empfing ihn der Markgraf ohne Umstände und schon mit Ungeduld.

Es waren nämlich an diesem Morgen Staffetten aus Paris gekommen mit plötzlicher Anmeldung des königlichen Besuches. Binnen knapp zweier Wochen mußten da alle Vorbereitungen zum Empfang der anspruchsvollen Gäste getroffen, das markgräf-liche Hoflager in Gala geworfen und der Plan der Traktamente und Belustigungen fertiggestellt werden. Aber diese Mühsal machte dem Markgrafen, obwohl er seit Jahren ein zufriedener Witwer war, die geringste Sorge. Denn er überließ solche Dinge ohne Bedenken seinem einzigen, ebenso lebenslustigen, wie klug und umsichtig wirtschaftenden Tochterlein. Um so mehr Kopfzerbrechen aber machte ihm die in der Uebereile doppelt peinliche Entdeckung, daß er über Jagden, Beizen, Manövern und anderem großem Zeitvertreib mit seiner Garderobe à la Mode gänzlich in Rückstand geraten war. Außer unterschiedlicher, rauher Feldmuntur fand sich in den Schränken rein gar nichts, als vorjährige, unmöglich veraltete und vermottete Staatskleidung vor. Nun war der Mark-graf bei allem Kriegs- und Weidmannswesen dennoch auf den Punkt höfischer Pracht, dort, wo sie an ihrem Platze war, von kitz-licher Natur. Er trug sich, wo er schon einmal das Parkett betrat, stets gerne nach dem allernuesten Geschmack, ja, fast wie ein Geck, am Liebsten noch ein wenig darüber hinaus, sofern sein Pariser Schneider solches erlaubte. Für diesmal aber war an eine Pariser Bestellung beiseite nicht mehr zu denken. Der hohe Herr suchte und tobte. Undessen beruhigte er sich ein wenig, als ihm der für die Kleiderkammer verantwortliche Kammerherr, vor Schuld-bewußtsein schlotternd und aus Not seines Herzens endlich den Schneider Most empfahl, als einen in seinem Fach schon mehrfach bewährten Künstler, ja sogar gewissen Pariser Tailleur, der sich durch Gottes Fügung hier zu Durlach als Meister gesetzt habe.

Zur Stunde befaß der Markgraf dies ihm bislang verborgen gebliebene und ihm noch einigermaßen zweifelhafte Gotteswunder vor sich.

Also stand nun der halbentseelte Schneider vor seinem selbst-gewählten Landesherren.

„Kann Er für heute von Stände einen Rock zuwege bringen?“ fuhr ihn der Markgraf an.

Die grobe Rede stach Herrn Most in die Nase. Er sah sich ver-tannt. In einem Nu war seine ängstliche Befangenheit auf dem er-höhten Grunde seiner Schneiderlehre verdampft. Schnell und leicht flog daher die Antwort hervor, wie ein heißes Bügeleisen über eine verzerrt geratene Falte:

„So Eure Hoheit befehlen, ebenso wohl auch Gilet, Jabot und Cülotte, en fin, einen ganzen, gnädigen Herrn en escarpin, samt allen Zutaten.“

Auf diese ziemlich fette Antwort erwiderte der Markgraf merklich gelinder: „Wo hat Er gelernt?“

„Zu Paris, bei Maitre Du Jardin, erstem Tailleur der Maje-stäten von Frankreich“, flog es jetzt immer glatter von Schneider Mosts Munde, denn er war nun einmal im Zug und seine eigene Gewandtheit riß ihn fort. Zwar war er bei dem soeben genannten Hochmeister seiner Kunst einstmals kaum eine Woche lang ein-gestanden gewesen: ein verfehenes Maß und eine allzu voreilige Schere waren schuld daran, daß eine kostbare, seidengewirkte Weste, verschnitten, wie sie war, von dem erzürnten, hochgeborenen Be-steller eigenhändig geschwungen, ihm um die Ohren flog und ihn vorzeitig von jenem vielbegehrten Platze wieder vertrieb. Aber das war lange her und wer wollte dem noch nachtragen? Und außerdem, ein Schneider, der in Meister Du Jardins Künstler-atelier auch nur einmal geatmet hatte, war jedenfalls und für immer in seiner Kunst geadeht.

Der Markgraf befaß sich den Du-Jardin-Jünger von oben bis unten, kniff Auge und Lippe ein, warf dann seinen blauen Dra-gonerrock von sich und sagte kurz: „Neh Er mir an.“

Obwohl nun Meister Most Zwed und Ende dieses Verhörs hatte voraussehen können, überraschte ihn dennoch der plötzliche Sprung von der ungewissen Erwartung in die augenblicklich ge-forderte Einleitung einer so folgenschweren Berufs-handlung, und es durchlief ihn neuerdings mit warnendem Schreck. Aber es war nun zu spät zum Vorbringen ungereimter Ausflüchte und seine Hand lief, bevor er noch den ersten Gedanken zu fassen vermochte, schwingvoll und leicht an dem Rollband auf und nieder, das bald hier, bald da die stattliche Figur des Landesherren umwand.

Mit stiller Befriedigung gewahrte der Markgraf die gewandte Hantierung des Meisters. Sein Zutrauen wuchs. Leutselig warf er hin:

„Sag Er, mein Lieber, voriges Jahr trug man doch, so mir recht ist, les rabats au collet à la miroir. Wie ist die Mode in die-sem Frühommer?“

Dem Schneider trat der Schweiß auf die Stirne. Um des Himmels willen! Das teure Pariser Journal, dessen Bezug er eingestellt hatte, teils um zu sparen (des Gartenkaufs wegen), teils weil ihm so teure Perlen bei den Durlacher Krautbürgern ohne-hin vor die Säue geworfen dünkten —!

(Fortsetzung folgt.)